

Sport und Schande

Das kleine Katar gilt als das reichste Land der Welt. Die Scheichs freuen sich auf die WM 2022.

Viermal so viele Gastarbeiter wie Einwohner bauen hier – und zwar um ihr Leben



VON STEFAN KLEIN

Doha – Es hätte auch anders kommen können, und dann wäre Suresh Chaudhury heute Lehrer in seiner Heimat Nepal. Und nicht Leibeigener in einem weit entfernten, fremden Land, in dem er sich nicht einmal erlauben kann, seinen richtigen Namen zu nennen. Lehrer? Irgendetwas ist schiefgelaufen beim Examen, es scheint, dass das Geld nicht gereicht hat, um den Prüfer zu bestechen, und so haben sie ihn durchfallen lassen, und damit war der weitere Weg vorgezeichnet. Der Weg ins Ausland, den so viele Nepalesen gehen. Chaudhury ging nach Malaysia, aber da wurde er krank und musste zurück. 2008 nahm er einen zweiten Anlauf. Sein Ziel: Katar.

Junge Männer, äußerlich gesund, sterben einfach so weg, erst Dutzende, dann Hunderte

Hohe Schulden, aber es war kein schwerer Abschied von der Frau und den drei Kindern. Bei dem guten Verdienst, viel mehr, als er je in Nepal verdienen konnte, schienen sich prima Perspektiven aufzutun. Ein Haus würden sie sich bauen können nach seiner Rückkehr, vielleicht wäre auch ein Auto drin. Nur dass dann, als der 34-jährige Gastarbeiter Suresh Chaudhury im Mai 2008 in Doha, der Hauptstadt Katars, landete, plötzlich alles ganz anders aussah.

Plötzlich war der Tod ganz nah. Hier

starb ein Gastarbeiter, dort ein anderer, Herzversagen, mitten im Schlaf. Junge Männer, äußerlich vollkommen gesund, starben einfach so weg, und die Leichen wurden immer mehr. Erst sprach man von Dutzenden, dann von Hunderten. Inzwischen werden Befürchtungen laut, die Zahl der Todesfälle unter denen, die in Katar die Bühne bereiten für das große Fußballspektakel, könnte am Ende höher ausfallen als die Zahl der Spieler, die an dem Turnier teilnehmen werden.

Der Raum ist viel zu klein für vier Menschen. Es ist ein Zimmer in einem billigen Hotel, wo das Treffen einigermaßen sicher zu sein scheint. Sicher vor allem für die drei Nepalesen, die nichts Gutes zu erwarten hätten, würde bekannt, worum sich in den kommenden Stunden das Gespräch drehen wird. Suresh Chaudhury ist gekommen, ein Bekannter und ein Dolmetscher. Groß in dem Zimmer ist nur das Bett, aber Chaudhury ist Enge gewöhnt, er setzt sich ans Kopfende. Er ist ein großer, schlanker Mann mit Oberlippenbärtchen, inzwischen vierzig Jahre alt. Geknechtet sieht er nicht aus.

Nach der Ankunft landete Chaudhury in einem Sammellager für 300 Männer. Er sah eine verdreckte Küche. Er sah lange Warteschlangen vor den Duschräumen. Er kam in ein Zimmer, in dem schon elf Männer wohnten. Morgens um 3.30 Uhr stand er mit den anderen auf, eine Stunde später kam der Bus. Abends gegen 19 Uhr kam er zurück ins Lager. Von wegen Anstreicher. Chaudhury gehörte zu einer Leiharbeitsfirma, die schickte ihn als Hilfsarbeiter von einer Baustelle zur nächsten. Von wegen 312 Euro Monatsverdienst. Plötzlich waren es nur noch 83 Euro.

Die modernen Sklaven sprechen nicht von ihren Arbeitgebern, sie sprechen von ihren „Besitzern“

Chaudhury, so denkt man, hätte auf seinen Arbeitsvertrag pochen können, den er von seiner Firma in Katar bekam. Aber dazu müsste er eine Kopie besitzen und wissen, was darin steht. Beides ist nicht der Fall. Der Vertrag ist in Arabisch und Englisch abgefasst, und Chaudhury spricht nur Nepalesisch. Man hat ihm den Inhalt nicht erläutert, und man hat ihn auch nicht unterschreiben lassen. Den Krakel hat stattdessen einer von der Firma gemacht. Der größte Schock aber kam, als selbst der stark abgemagerte Lohn nicht ausgezahlt wurde. Im ersten Monat nicht, im zweiten nicht, und so ging das weiter, fünf Monate lang bekam er keinen Lohn, nichts. Einen Monatslohn rückte die Firma schließlich heraus, aber vier blieb sie schuldig.

Man fährt die Salwa Road stadtauswärts, bis man in eine Gegend kommt, in der die Straßen nur mehr Nummern haben. Man sieht Schrott, Müll, Baumaschinen,

Lagerhallen, Werkstätten und dazwischen, meist zweigeschossig, kastenförmig, die Unterkünfte der Gastarbeiter. Es gibt viele solche Wohnsiedlungen in Katar, die im Gewerbegebiet an der Salwa Road ist eine der größten. Was die Wohnkästen enthalten ist fast immer gleich: lange Flure, gesäumt von langen Reihen staubiger Schuhe. Hinter den Türen Zimmer, die mit Betten vollgestopft sind,

Stockbetten zumeist .Die Kleider hängen an Haken oder Schnüren.

Es gibt in Katar durchaus Vorschriften und Regeln für solche Unterkünfte, nicht mehr als vier Mann in einem Zimmer, keine Stockbetten, mindestens vier Quadratmeter Raum pro Person, aber sie werden nicht beachtet. Noch nicht mal für hygienische Mindeststandards wird gesorgt. Chaudhury sagt, sein Zimmer sei von Anfang an verwanzt gewesen, jeden Morgen hätte er neue Stiche auf der Haut gefunden. Nicht besser die Kochstellen, das Revier der Kakerlaken. Schwer zu verstehen ist das : Kein Katarer würde auf einer Baustelle selbst Hand anlegen, das kleine Volk von etwa 300 000 sehr wohlhabenden Menschen ist dringend auf die 1,2 Millionen ausländischen Gastarbeiter angewiesen, die meisten von ihnen aus Indien, Nepal und Sri Lanka. Aber man behandelt sie wie Abschaum Und hält sie in sklavenähnlicher Abhängigkeit. Ermöglicht wird dies durch ein überkommenes Überwachungssystem, das dem jeweiligen Arbeitgeber nahezu unbegrenzte Kontrolle verschafft über den Gastarbeiter in seinen Diensten. Als würden einem Menschen Fesseln angelegt, erst ganz leicht, dann immer fester, bis er den Zustand erreicht, den Suresh Chaudhury sehr akkurat benennt. Er bezeichnet seinen Arbeitgeber als „meinen Besitzer“.

Mit der horrenden Vermittlungsgebühr Im Herkunftsland geht es schon los. So wie Suresh Chaudhury müssen in Nepal Tausende Diese Gebühr entrichten – an den jeweiligen nepalesischen Arbeitsvermittler. So scheint es. In Wahrheit fließt fast die Hälfte davon als Schwarzgeld an Mittelsmänner in Katar weiter. Für die Reichen der Profit, für die Armen die Schulden, und der Effekt dürfte genau kalkuliert sein: Wer Geborgtes zurückzahlen hat, der wird hart, härter, am härtesten arbeiten, wird jede Zumutung und jede Überstunde klaglos auf sich nehmen und sich fügen in sein Schicksal als Arbeitssklave. Gerne wird dieser Druck sogar noch erhöht, indem in den ersten Monaten der Lohn als eine Art Zwangskaution einbehalten wird – Chaudhury ist kein Einzelfall. Firmen, die Löhne nicht pünktlich auszahlen, machen sich strafbar in Katar, doch Sanktionen müssen sie offenbar nicht befürchten. Auch nicht bei anderen Rechtsbrüchen, etwa wenn sie die Pässe ihrer ausländischen Arbeitnehmer einziehen oder

sich ewig Zeit lassen mit der Ausstellung von Aufenthaltsgenehmigungen. Chaudhury bekam seine erst nach einem Jahr.

Bis dahin war er illegal im Land und damit außerhalb der Arbeitszeiten gleichsam an seine Unterkunft gekettet, weil schon ein Ausflug in die Stadt das Risiko geborgen hätte, von der Polizei festgenommen zu werden. Noch ein Stück fester die Fessel. In so ziemlich jedem Land der Welt würde ein Arbeiter unter solchen Bedingungen die Brocken hinwerfen und sich nach einem anderen Arbeitgeber umsehen – nicht in Katar. Da entscheidet die Firma, ob der Arbeiter wechseln darf oder nicht. Meistens darf er nicht. Chaudhury sagt, er habe es immer wieder versucht, jedes Jahr, aber seine Chefs hätten es nicht erlaubt. Ganz fest die Fessel.

Lusail City. Klingt nach Stadt, ist aber noch eine Baustelle auf einem öden Stück Wüste ein paar Kilometer nördlich von Doha. Wie ein heißer Föhn der Wind. Die Arbeiter, ameisenhaft klein in dem Riesengelände, haben sich mit Tüchern ver mummt gegen Staub und Hitze, nur für die Augen haben sie einen knappen Sehschlitz gelassen. Milliarden Dollar werden hier verbaut, für Architekten mag es ein Traum sein – eine Stadt aus dem Nichts, eine Bühne für die Fußball-WM 2022. Noch sieht man es nicht, aber in Lusail wird es stehen, das große Stadion, indem das Eröffnungsspiel und das Endspiel stattfinden sollen.

Suresh Chaudhury hat hier ein Jahr lang mit gebaut. Es war ein Parkplatz, nichts Spektakuläres, und ohnehin war es für ihn nur eine Baustelle von vielen. Eine von denen, die es zu überleben gilt an den Tagen, wenn bei fast fünfzig Grad die Luft ist wie glühende Kohle. Wenn es nur darum geht, aufrecht zu bleiben und nicht in Ohnmacht zu fallen wie so viele andere. Wenn Wasser alles ist, woran man noch denken kann, Wasser, Wasser – und keiner mehr fragt, ob das saubere Trinkwasser ist. Egal, Hauptsache Wasser.

Auch für die Hitzetage gibt es in Katar klare Regeln, auf dem Papier. Zwischen dem 15. Juni und dem 15. August, also in den heißesten Monaten, sind die Außenarbeiten mittags für dreieinhalb Stunden lang zu unterbrechen, so sagt es eine Vorschrift. Doch auch daran halten sich viele Firmen nicht, und die Arbeitsinspektoren, die der Staat angeblich herumschickt, scheinen ihre Kontrollfunktion nur sehr lax wahrzunehmen. Chaudhury hat an den schlimmsten Hitzetagen oft nur die normale Stunde Mittag gemacht und ansonsten durchgearbeitet. Einmal, sagt er, sei er sich vorgekommen, als würde er bei lebendigem Leibe gebraten.

Als Ritha Bahadur Khadka starb, war es noch nicht mal die ganz heiße Zeit. Er war Nepalese, dreißig Jahre alt, kräftig und gesund. Seine Arbeit bestand darin, Marmor zu behauen. Keiner seiner Kollegen hatte ihn je klagen oder jammern hören. Er galt als harter Arbeiter, machte so oft wie möglich Überstunden und meldete sich stets

für Feiertagsarbeit. Auf diese Weise war es ihm gelungen, seinen Monatslohn von umgerechnet 167 Euro um hundert Euro aufzustocken. Aber das, was er sich zumutete, war anscheinend zu viel. An einem Morgen im April dieses Jahres fanden seine Zimmergenossen Khadka leblos im Bett. Er lag auf dem Rücken und hatte eine Hand unter dem Kopf. Es sah aus, als schliefe er. Für die Familie von Ritha Bahadur Khadka, seine Frau und seine vier kleinen Kinder, haben sie gesammelt in der Unterkunft, und als die Firma sich zunächst weigerte, sich zu beteiligen an der Sammlung, da haben die Kollegen des Toten etwas Unerhörtes getan, etwas, das für ausländische Arbeiter in Katar strikt verboten ist: Sie haben gestreikt und erst wieder angefangen zu arbeiten, als die Firma sich herabließ, ebenfalls einen Beitrag zu leisten. Viel war es nicht, 5000 Riyal, tausend Euro, im reichsten Land der Welt ist ein ausländisches Menschenleben nicht viel wert. Aber den Arbeitern war es eine Genugtuung, überhaupt etwas erreicht zu haben. Immerhin, als Toter hatte Ritha Bahadur keine Probleme, das Land zu verlassen. Denn auch das ist eine Schwierigkeit für die Lebenden. So wie ein Gastarbeiter in Katar eine Firma nicht nach eigenem Gutdünken wechseln kann, so kann er auch nicht den Zeitpunkt seiner Rückkehr in die Heimat bestimmen. Wäre es anders, dann hätte Badri Sah Teli (Namegeändert) schon längst seine Heimreise angetreten und müsste nicht ausharren in der absurden Zwangslage, in der er sich befindet. Dem Mann sieht man an, dass es ihm nicht gut geht. Matt die Augen, verkrampft der Oberkörper, so als müsste er ständig nach Atem ringen. 2007 kam Badri Sah Teli aus Nepal nach Katar, fit, leistungsfähig, hoffnungsvoll. Aber es kam, wie es fast immer kommt in Katar: Auch mit Überstunden ergab sich nur ein magerer Verdienst. Teli schränkte sich ein, telefonierte selten, aß wenig und nahm sogar Hunger in Kauf, damit er den größten Teil seines Einkommens nach Hause schicken konnte. Zur Frau und den fünf Kindern, und zum Geldverleiher. Jahre ging das gut, aber dann kam es zu Herzbeschwerden, und der Arzt sagte, Schluss, aus, in der Verfassung sei Weiterarbeiten nicht mehr möglich. Badri Sah Teli hörte auf und bat seine Firma um die Ausreisepapiere. Aber die verweigert man ihm. Ein halbes Jahr schon wird der schwer angeschlagene Mann hingehalten. Man lässt ihn nicht weg, weil seine Ausreise die Firma nämlich teuer zu stehen käme. Vor zwei Jahren hat sie versäumt, Teli's Aufenthaltserlaubnis zu verlängern. Vielleicht war's Schlamperei, vielleicht wollte sie die Gebühren sparen, auf jeden Fall war Teli danach illegal im Land. Er kann nicht ausreisen, bevor seine Firma die Strafgebühr dafür nicht gezahlt hat. Die ist hoch, und sie wird mit jedem Tag, der vergeht, sogar noch höher. Allein schon aus humanitären Gründen müsste jetzt ganz schnell gehandelt werden,

aber die Firma handelt nicht, sie zahlt die Strafe nicht, sie spielt mit dem Leben dieses kranken Mannes. Gerade, dass man ihm sein Bett gelassen hat, die Lohnzahlungen wurden schon vor Monaten eingestellt. Teli sagt, er müsse bei anderen Arbeitern betteln, um zu überleben. Seine Kinder zu Hause sind noch jung, und er hat große Angst, er könnte sie nicht mehr wiedersehen. Die Zukunft, die er ihnen finanzieren wollte, hat er ohnehin längst abgeschrieben. Aber gibt es denn keine Möglichkeit, sich zu wehren? Auch in Katar gibt es ein Arbeitsministerium, es gibt Gerichte, es gibt sogar eine Hotline für Beschwerden. Aber bei der Hotline sprechen sie nur Arabisch, die Gerichte brauchen ewig, und sowieso sind Beschwerden riskant. Da reagiert die Firma schon mal, indem sie die Polizei ruft, und dann geht es meist ruckzuck, fünf Minuten Zeit zum Packen, und schon sitzt der lästige Beschwerdeführer im nächsten Flugzeug, ohne Abfindung, ohne alles. Aber selbst dieser Notausgang ist Badri Sah Teli versperrt, solange sein Arbeitgeber die Strafe nicht zahlt. Seine letzte Hoffnung ist die nepalesische Botschaft.

Die nepalesische Botschafterin bezeichnete Katar als „offenes Gefängnis“. Sie musste gehen

Früher hätte man gesagt: wie in einem Bienenstock. 350 000 Nepalesen arbeiten in Katar, hundervon ihnen, vielleicht zweihundert, drängen sich an diesem Tag im Botschaftsgebäude. Es ist eine große Belagerung, viel zu groß für die paar Botschaftsangestellten. Jeder will etwas, alle hoffen, dass man ihnen wenigstens hier zuhört, ihr Anliegen ernst nimmt und ihnen vielleicht sogar Verständnis und ein bisschen Sympathie entgegenbringt. Die Botschafterin jedenfalls war nicht immun gegen das Leid ihrer Landsleute, sie nannte Katar ein „offenes Gefängnis“. Es hat sie ihren Posten gekostet.

Das Botschafterzimmer im ersten Stock ist leer. Aber in den anderen wird gearbeitet. Todesfälle landen im Zimmer 104, Streitfälle mit dem Arbeitgeber im Zimmer 105. Badri Sah Teli hat hier gesessen, und am Ende seiner Geschichte hat ihm der Mann von der Botschaft vermutlich gesagt, er werde sehen, was er machen könne. Verhandlungen mit katarischen Firmen, zumal mit denen der Leiharbeitsbranche, sind hartes Brot.

In der Empfangshalle der Botschaft hängen Fotos an der Wand. Schneebedeckte Berge, blaue, vermutlich sehr kühle Seen. Man meint, die klare Luft atmen zu können, wenn man die Bilder betrachtet. Nepal ist ein Land, das der liebe Gott mit Natur sehr reichlich beschenkt hat, nur die Arbeitsplätze hat er vergessen, und so sind die Nepalesen zu Wanderern geworden. Etwa vier Millionen arbeiten im Ausland. Es ist mühsam, hier, indem kleinen Hotelzimmer aber es erfüllt seinen Zweck.

Man kann ungestört reden, und Suresh Chaudhury redet. Nach drei Jahren hatte er genug, er wollte heim. Aber es gab Streit um die Abfindung, die die Firma hätte zahlen müssen und nicht zahlen wollte. Wieder so eine Hängepartie. Wieder dieses Spiel auf Zeit. Wieder, beim Betroffenen, diese totale Ohnmacht und Hilflosigkeit. Bis Chaudhury schließlich aufgab. Die Erlaubnis auszureisen bekam er, die vier einbehaltenen Monatsgehälter aus der Anfangszeit wurden nachgezahlt, aber die Abfindung blieb ihm die Firma schuldig.

Im Januar dieses Jahres war er zurück bei der Familie. Aber ein glückliches Wiedersehen war es nicht. Die Träume von einst sind zerstoßen, mit dem ganzen Schuftentum hat Chaudhury nicht vielmehr erreicht, als seine Schulden zu tilgen. Als hätte er jahrelang nur im Hamsterrad getreten. Doch es warteten schon wieder neue Schulden. Eine Tochter war zu verheiraten, und Hochzeiten sind in Asien meistens ein Fluch, jedenfalls wenn man Vater der Braut ist. Mitgift ist das Stichwort, und die Familie des Bräutigams hatte eine lange Wunschliste: Goldschmuck, ein Motorrad, Möbel, Bettzeug. Ein neuer Kredit war aufzunehmen, ein hoher, und Chaudhury blieb keine Wahl. Im August war er zurück in Katar.

Den Lohn, den man ihm vor fünf Jahren versprochen hatte, bekommt er jetzt endlich – theoretisch. Tatsächlich ging es nach seiner Rückkehr wieder so los, wie er es von seinem ersten Katar-Aufenthalt her kannte. Die Firma zahlt den Lohn nicht aus. Es gibt ab und zu mal ein paar Riyal fürs Essen, aber nicht das vereinbarte Geld. „Seit ich wieder zurück bin, seit drei Monaten“, sagt Suresh Chaudhury, „habe ich für meine Arbeit nichts bekommen.“ So ist das, wenn man die falsche Staatsangehörigkeit hat. Den katarischen Angestellten im öffentlichen Dienst wurden zuletzt die Gehälter fast verdoppelt.